

Polauer Tagblatt.

IV. Jahrgang

Vola, Montag, 18. Mai 1908.

Nr. 925

Druck und Verlag: Buchdruckerei Jos. Krmpotic, Vola.

Verantwortlicher Redakteur: Hugo Dubel, Vola.

Aus der Chronik der Irredenta.

In vielen Kreisen diesseits und jenseits der Adria pflegt man die Bemühungen der Diplomatie beider Länder, gute Beziehungen aufrechtzuerhalten, kurzerhand als theoretischen Optimismus vom grünen Tische hinzustellen. Diese Beurteilung entspricht sicherlich nicht vollständig den Tatsachen. Denn wenn auch die Rüstungen hüben und drüben schwunghaft betrieben werden, ist doch das Bemühen der maßgebenden Persönlichkeiten unverkennbar, beruhigend einzugreifen, damit Elementarkatastrophen fürchterlicher Art vorläufig vermieden werden können. Denn wer weiß es, ob die nach dem Balkan gravitierenden wirtschaftlichen Expansionsbestrebungen nicht einmal eine so außerordentliche Verdichtung erfahren werden, daß nur Menschenblut der Preis für die Lösung dieser Probleme wird sein können. Trotzdem aber halten die Staatsmänner daran fest, alles dazu beizutragen, daß Katastrophen vermieden werden. Wenn sich also viele Pessimisten finden, die in diesen Bemühungen einseitige Vertragsbestrebungen erblicken, die über die Köpfe der Bevölkerung unternommen werden, also künstlichen Pflanzen gleichen, die nicht im Boden wurzeln, so wird sicherlich sowohl in Oesterreich als auch in Italien übertrieben. Wir hegen keine Absichten, Dinge, die einmal waren, aufzufrischen, die vernünftigen Italiener müssen wohl mit den exorbitanten Errungenschaften der letzten Jahrzehnte zufrieden sein und vorläufig der Festigung des in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung noch vielfach unvollkommenen Staatengebildes leben. Einen gewissen Bestimmungswert kann man allerdings der Regsamkeit der Volkspolizei nicht absprechen. Speziell in Italien, diesem Lande der Unausgeglichenheit, gibt es viele Existenzen von problematischem Werte, die sich, wie die meisten, deren Leben die stabile, der Ruhe bedürftige Basis fehlt, in gewagte Abenteuer stürzen wollen. Speziell durch diese Elemente findet die Irredenta Verbreitung und manchesmal scheint es, als würden tatsächlich Tausende von der blutdürstigen Propaganda, die von den Erlösern und Unerlösten ausgeht, fanatisch mitgerissen. Diese Strömungen können mit Recht eine gewisse Beachtung für sich in Anspruch nehmen und deshalb wollen wir die Ereignisse auf dem Gebiete der Irredenta hüben und drüben in der folgenden kurzen Revue zusammenfassen:

Die letzte Affäre des Herrn d'Annunzio, Verfassers des Tendenzdramas „La nave“, ist bekannt. Bei einem Bankette der „Lega navale italiana“, eines weitverbreiteten, des offiziellen Charakters nicht entbehrenden Vereines, sind Reden gehalten worden, die ärger nicht hätten sein können, wenn sie unmitttelbar vor dem Beginne eines Krieges gehalten worden wären. Conte Foscarì, der Präsident jenes Vereines, der einen geradezu fürchterlichen Sermon vom Stapel ließ, wurde, wie schon mitgeteilt wurde, gelegentlich seiner Ankunft in Triest ausgewiesen. Oesterreich geht des lieben Friedens wegen in seiner Duldsamkeit sicherlich oft und oft zu weit. Daß es jenen heizerischen Agitator aus seinen Ländern wies, wird aber jeder Vernünftige, auch der Reichsitaliener,

begreifen. Unsere Presse der Unerlösten findet in diesem natürlichen Vorgange eine unerhörte Gewalttat und füllt deshalb ihre Spalten mit Gift und Galle. Und Conte Foscarì begründet hüben und drüben ungestört seine Ansichten über den schmählichen Staat, der einen so unerhörten Gewaltakt begangen. Können sich die armen Brüder in einem solchen Reiche glücklich fühlen? Nein, heult das Echo der Irredenta zurück. Und blutige Gedanken werden da ausgezogen, als gälte es, schon übermorgen in den Krieg zu ziehen. Wir fragen: Gibt es denn keine Zensur in Italien? ...

Ähnlich verhält es sich im Falle Danelon. Herr Danelon, Bürgermeister von Varenzo, bekleidete seit längerer Zeit zwei Ämter, von denen eins das andere ausschließt. Als Bürgermeister war er Vertrauensmann österreichischer Behörden. Offiziell stand ihm die Einsicht in wichtige Dokumente militärischen und zivilen Charakters zu. Als Konsul Italiens war Herr Danelon Vertrauensmann eines fremden Staates. Es kann nicht behauptet werden, daß Herr Danelon sich einer unkorrekten Handlung schuldig machte. Aber aus der logischen Natur des Sachverhaltes ergab es sich, daß er auf eines der beiden Ämter verzichten müsse. Das zu tun, wurde ihm auch, nachdem unser Ministerium des Auswärtigen in Rom deswegen interveniert hatte, vom italienischen Ministerium des Auswärtigen nahegelegt. Und Herr Danelon hat sich zunächst entschlossen, die Konsulwürde beizubehalten. So weit wäre die Geschichte ja richtig. Was aber frappt, das ist das gewaltige Aufsehen im irredentistischen Blätterwalde, wo man die selbstverständliche Tatsache, daß Herr Danelon entweder nur Bürgermeister oder nur Konsul sein könne, augenscheinlich nicht begreifen will. Sowohl unsere Behörden als auch Herr Tittoni werden ungebührlich verdächtigt, maßlos beschimpft und gewöhnlich klingen die Klagen in mehr oder weniger verblühten Drohungen aus, daß einmal „andere Zeiten“ kommen werden. Die vor kurzem geschilderte Affäre des italienischen Abgeordneten, der vor nicht langer Zeit eine Brandrede hielt, die in dem Schlusse ausklang, daß Italien rüsten müsse, damit die Barbaren nicht ins gelobte Land eindringen können, ist ja bekannt. Man fühlt sich versucht zu lächeln, wenn man dieses in italienischen Kreisen so beliebte Wort: „Barbar“ wieder einmal zu hören bekommt. Kann die Bevölkerung, die ein vollständig neues Geschlecht darstellt, das aus Rudimenten aller der Völker entstanden ist, welche seit etwa zwanzig Jahrhunderten Italiens Boden überfluteten, den Anspruch darauf erheben, für den Erben des alten Rom zu gelten? Hat sie überhaupt das Recht, sich als Rasse zu fühlen? Das Wort Barbar stammt noch aus den alten schönen Zeiten, jawohl. Aber mit seiner Anwendung muß man heute etwa so vorsichtig umgehen, wie mit einer alten Flinte, die sich am liebsten nach hinten entlädt und den Verleg', der einen anderen erschießen wollte. ...

Einen hervorragenden Fall in der Chronik des Irredentismus bildet aber die Geschichte des Herrn Novelli in Rom, der unter dem Namen Chambo merkwürdige

Schriftstellerei betreibt. Das Schicksal des Grafen Persano hat den Dichter nicht ruhig schlafen lassen. Die quälenden Vorstellungen seines Gehirnes haben sich nun zu einem Roman verdichtet, der den kühnen Namen: „Revanche Lissa“ trägt. Herr Chambo vereinigt mit seinen dichterischen Talenten auch die Geschäftsinstitute des Direktors, der das Anziehungskräftige der Zeit herauszufühlen versteht. Eben an dem Tage, an dem Kaiser Wilhelm und die deutschen Bundesfürsten unserem allseits verehrten Kaiser ihre Glückwünsche darbrachten und König Viktor Emanuel sich beeilte, nicht im Kreise der Gratulanten zu fehlen, also am 7. d. M., beschloß Herr Chambo, in Rom Plakate öffentlich anzuschlagen zu lassen, die die Klage für den irreidentischen Schundroman geradezu insam besorgen sollten. Das Plakat stellte unseren Kaiser vor, der, Schrecken und Furcht in den Zügen, das Gespenst der Revanche von sich abwehrte. Ueber diesem Bilde schwebte die siegreiche italienische Tricolore. Der vermittelnde Text fehlte natürlich nicht. Die Affizierung dieser Plakate wurde selbstverständlich verboten, alsbald aber erhob sich in jenen Blättern, die dem Irredentismus dienen, ein Sturm der Entrüstung. Die italienischen Behörden wurden einer geradezu gewalttätigen Kritik ausgesetzt. Daß es in Italien zahlreiche Blätter gibt, die des lieben Soldogeschäftes wegen bei allen möglichen und unmöglichen Anlässen gegen Oesterreich wüten und die hier lebenden Italiener aufreizen, ist genügend bekannt, ebenso ist es bekannt, daß auch von Oesterreich aus das Feuer der Irredenta lebhaft geschürt wird. Unter den österreichisch-italienischen Blättern, die sich mit diesem Erwerbszweig abgeben, befindet sich auch das Trienter l. l. Amtsblatt „Alto Adige“, das sich schon oft hervorgetan hat in der Bekämpfung unseres Reiches und das auch gelegentlich der Geschichte des Herrn Chambo mit wahrem Rolandsungetüm in die Trompete der Unerlösten stieß. Schon gelegentlich der Ausweisung des Conte Joscari hatte dieses Blatt jene Blätter Italiens angeflegelt, die von der Ausweisung mit dem gebührenden Phlegma Kenntnis nahmen, und erklärt, daß den Italienern im Reiche jeder Schwung zum Höheren fehle. Nun, dem „Alto Adige“ fehlt der Schwung dazu nicht. Wahrscheinlich deswegen finden sich noch immer l. l. amtliche Ankündigungen und Kundmachungen in seinen Spalten. Vielleicht wird das Blatt dafür auch noch aus Staatsgeldern unterstützt. Möglich ist ja alles...

Dieser kleine Ueberblick umfaßt die knappe Zeit von etwa drei Wochen. Wie man sieht, bringen es die Irredentisten der beiden Reiche in verhältnismäßig kurzer Zeit fertig, Erstaunliches zu leisten. Diese kleine Revue enthält natürlich nur die markantesten Erscheinungen der neuesten irredentistischen Chronik. Auf viele andere Kleinigkeiten, die hüben und drüben passiert sind, wollen wir uns nicht einlassen. Sie gehören ja zu unserem politischen Leben wie das Brot zum materiellen Dasein.

Was die elegante Frau heute trägt.

„Hüften weg!“ kommandierten die Schöpfer der Mode in der rue de la paix: und gleich tauchte in Paris ein Doktor auf, der die Hüften wegmassiert. Diese mit allen Mitteln angestrebte Hüftenschlankheit ist für die Silhouette der Modedame charakteristisch. Und diese Silhouette verlangt gebieterisch, daß sich der schleppende Rock möglichst eng um den Körper wickle und die Formen verräterisch den Blicken preisgebe. Sie verlangt neue, enge Rockformen, ein Verzicht auf alles, was Zupon heißt, an dessen Stelle sie über einer Kombination ein seidenes Rockhöschen setzt — und bedingt durchweg weiche schmiegsame Stoffe, die sogar hauchdünn sein können. Sie protegiert das legere, fließende Prinzesskleid, weil es die Wellenlinien der Frau zur Geltung bringt und liebt auch wieder orientalische Anklänge, um das Weiche, Schläffe, das ihr eigen, zu betonen. Das Fest- und Gesellschaftskleid wählt die elegante Frau im Genre Directoire, das eine Konzeption an das Griechische, seine Vorbilder in den klassischen Gewändern findet. Auch hier ein sich An-

schmiegen der Stoffe an den Körper, Raffungen, zipfelige Arrangements und das Vorherrschen der Tunika, ohne daß die Körperform dadurch verdeckt würde. Der Taillenumfang ist nicht mehr beängstigend eng und die Taille trotz des Korsetts nicht mehr prallig; als ganz schick gilt sogar ein leichtes Uebergehen der Taillelinie, wie es die Empireröcke und Empirejackets bewirken. Von Paquin besonders lanciert — und von unsern ersten deutschen Modehäusern, wie dies hier beigefügte Künstlerbildchen aus dem prächtigen „Modebericht“ des Modehauses Adolph Renner in Dresden erweist, akzeptiert und nach deutscher Art modifiziert — präsentieren sich erstere leicht drapierten Vorderbahnen; die dazu getragenen duftigen oder seidenen Taillen und Blusen mit ihren ägyptisch, türkisch, marokkanisch gemusterten Besätzen sind selbstverständlich kurz, haben dafür lange oder doch mindestens dreiviertellange Ärmel, die meist faltig den Arm umschließen.



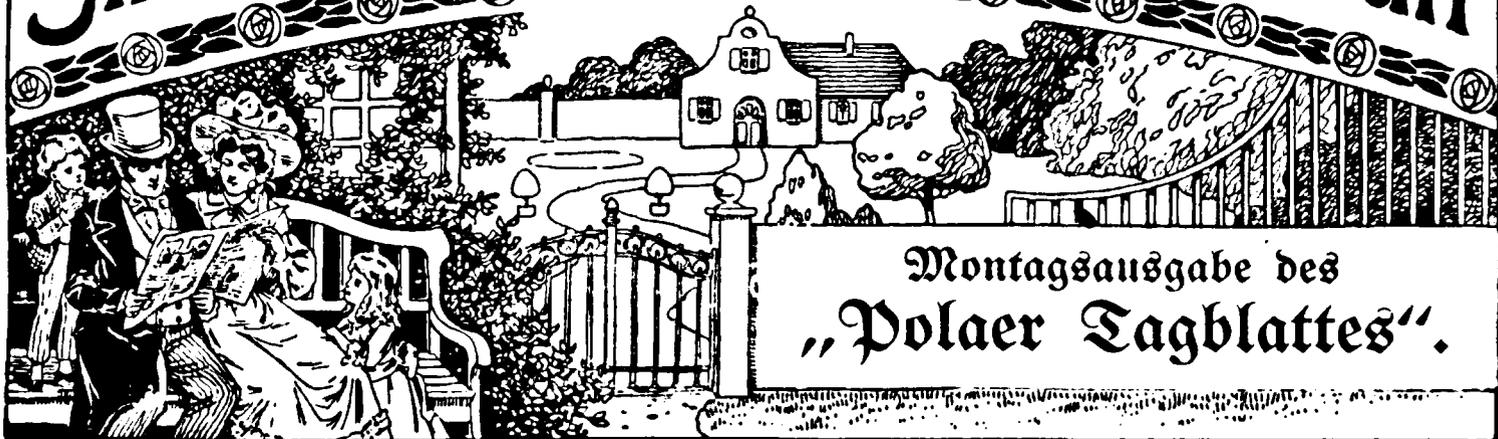
In der Regel den Vorbereiten ange schnitten, bilden sie so gewissermaßen die Fortsetzung der Taille. Dadurch hat der Japanärmel am Corsette völlig ausgespielt, wenn er auch an den von der Modedame stark bevorzugten halblosen, oft geschlitzten Jacken und Mänteln gerade jetzt Triumphe feiert. Nicht minder elegant sind die mit langem Frackschoß und großen Revers gearbeiteten Directoirejacken, die unterhalb der Bluse abgeschnitten, stets den Empirerock verlangen. Zu ihrer Vervollständigung dienen fein gefaltete weiße Batist- oder Spitzenjabots, die dem Ganzen die Note des Duftigen, Frischen verleihen. Zu leichten, duftigen Kleidern tritt an Stelle des Jacketts der Kimonouhang oder der Taftmantel im Biedermeierstiel, letzterer reich mit Büffchen und Rüschen umrandet und oft wie eine Ausgrabung aus Großmutter's Kleiderkammer anmutend. Wie eine solche wirken auch manche der neuen Hüte, die in ihrer Blumpheit und den grellen Farbkontrasten oft geradezu ein Hohn auf den guten Geschmack, trotzdem ihre Liebhaberinnen finden. Zum Glück triumphiert aber auch hier das Schöne über das Geschmacklose, denn die turbanartigen Toques, die federumbuschten Gainsboroughs, die ledernen Amazonen und alle die hochköpfigen, seitlich aufgeschlagenen Formen sind ebenso kleidam wie schick, vorausgesetzt — daß der Hut zur Persönlichkeit der Trägerin paßt und die Frisur sich ihm unterordnet. Und liegt nicht in dieser Uebereinstimmung das ganze Geheimnis der Eleganz, die nicht nur Harmonie der einzelnen Teile der Toilette unter sich, sondern auch ein Anpassen an die Individualität der Trägerin fordert?

Marga Herrnsdorf.

Ueber Tierquälerei.

Gelegentlich des Samstagmarktes, der speziell durch Lämmer stark beschickt wird, häufen sich die Fälle der Tierquälerei in geradezu empörender Weise. Die Tiere werden in den qualvollsten Positionen vom Markte weggeschleppt, winden sich in schmerzhaften Krämpfen und schreien Erbarmungslos vergeblich ihre Qualen ins Ohr. In muster-giltiger Schlamperei sehen unsere Polizisten diesem Schauspiel, das sich in allen Straßen der Stadt wiederholt, zu, ohne mit der Wimper zu zucken. Es geht entschieden über den Horizont dieser Leute, zu begreifen, daß das gewissenlose Quälen solcher armer Tiere, die man an einer Spagat-schnur gut führen könnte, eine Gemeinheit ist, eine Bestialität, die den Menschen unter das Niveau des unverständigen Tieres entwürdigt. Findet man, nachdem über Tierquälerei so und sovielman geschrieben, denselben Unfug wieder, und beschwert sich an den sogenannten kompetenten Stellen, wird einem achselzuckend bedeutet, daß das in ein anderes Ressort

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Montagsausgabe des
„Polaer Tagblattes“.

Schloß Falkenhorst.

Roman von Ludwig Blümke.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage traf Ferdinand, der infolge erneuten ernstlichen Tadelns seines Regimentskommandeurs jetzt fest entschlossen war, seinen Abschied zu nehmen, die Gräfin in ihrer gewohnten Loge im Saal des Hotels. Sie empfing ihn recht kühl und nötigte ihn mit sehr herablassender Geste, Platz zu nehmen.

Belebend vor Aufregung stieß er da hervor: „Ich beschwöre dich jetzt, Editha, sage mir die Wahrheit! Hast du mich lieb und willst du mein Weib werden?“

„Wah, nervöser Peter du! Kuriere erst mal deine vom allzu tollen Leben zerrütteten Nerven in irgendeiner Heilanstalt und dann frage wieder,“ antwortete sie mit bitterem Hohn und einem so spöttischen Lächeln, wie es Ferdinand bei ihr noch nie gesehen.

„Und bin ich nervös,“ fuhr er lauter fort, „so bin ich es lediglich durch meine wahnsinnige Liebe zu dir geworden. Blind hat mich meine Leidenschaft gemacht, ich wurde geradezu, um deine Ehre zu verteidigen, zum Verbrecher an meinem einzigen wahren Freund, der dich genauer kannte als ich.“

„Halte ein!“ unterbrach die Gräfin ihn, und ein durchbohrender Blick traf ihn aus ihren zornfunkelnden Augen. „Du bist wahnwitzig. Verlasse mich jetzt, denn ich fürchte deine Nähe!“

Da richtete sich der Leutnant hoch auf, und wie ein Wehelauf aus dem Munde eines Sterbenden kam es schwach über seine Lippen: „Ich gehe — und du — trägst die Schuld, wenn man morgen hier eine neue Sensationsgeschichte zu erzählen weiß.“

Sie hielt ihn nicht, er sah noch einmal das spöttische Lächeln, dann ging er. Felsenfest war er jetzt davon überzeugt, daß Editha ihn nie geliebt, daß Wilhelm recht gehabt. Und um ihre willen hatte er den Freund unglücklich gemacht, Friederike die Treue gebrochen.

Darkel und schaurig war's draußen, wie am Tage des Duells, der Sturm heulte und riß die Blüten von den Bäumen, daß sie tot zu Ferdinands Füßen fielen. Sternlos war diese Nacht,

sternlos war die Nacht, die seine Sinne umfingen. — „Ja, es — muß sein, ich will mein eigener Richter sein!“ so stöhnte er, als er seine Wohnung erreicht. „Du kannst gehen,“ sagte er in mildem Ton zu dem Burschen, der ihn empfing. „Brauche heute keine Bedienung mehr.“

So still war es in den eleganten Räumen, die seine Wohnung waren, und das Licht der beiden elektrischen Lampen spendete heute nicht den gewöhnlichen grellen Schein, es brannte trübe.

Aus seinem Waffenschrank nahm Ferdinand eine reich vergoldete, am Kolben mit Elfenbein belegte Scheibepistole, die er oftmals meisterhaft gehandhabt, so daß man ihn einen Kunstschützen genannt. Wehmütig betrachtete er die Waffe, der Vater hatte sie ihm einst, als er noch Fährnrich war, geschenkt. Nun lud er sie und legte sie auf den Schreibtisch.

Mit hastiger Hand kramte er ein paar Briefbogen hervor. Wilhelm, der Vater und Agnes sollten seine letzten Abschiedsgrüße empfangen. Ihnen hatte er so vieles abzubitten. Und sein Vermögen, das war sein letzter, dringender Wille, trat er an den Freund, der durch ihn zum Krüppel geworden, und an Hellwig's ab.

So schrieb er, schrieb wieder und änderte und schrieb von neuem, immer fehlte noch ein Wort, immer fiel ihm etwas ein, das nicht vergessen werden durfte. Endlich waren die drei Briefe fertig, geschloffen und mit ihren Adressen versehen.

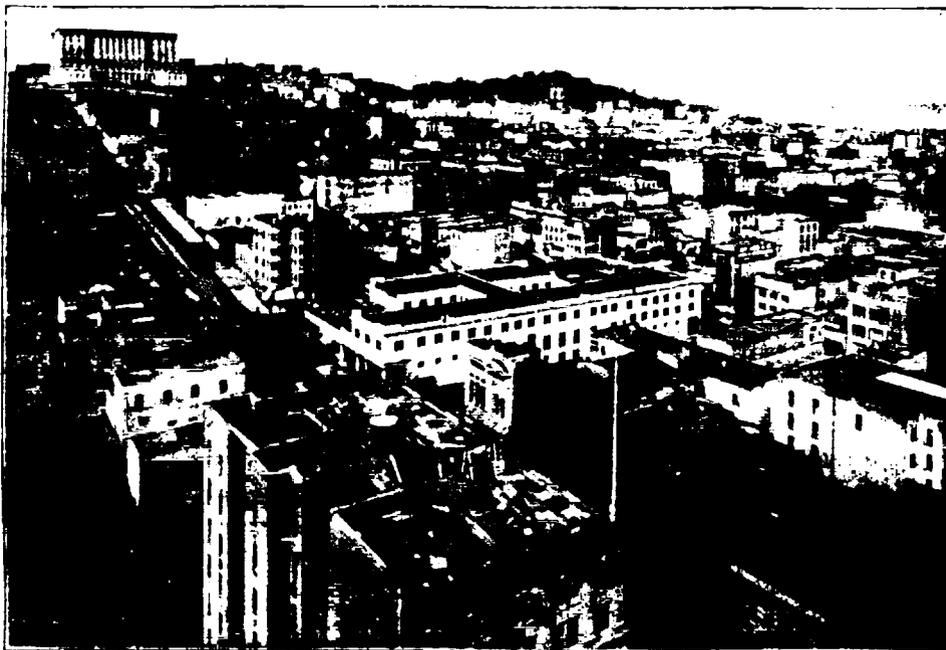
Seine zitternde Rechte spielte mit der Pistole. Ein paar Minuten noch — er will alles überdenken, ob nichts vergessen, ob noch etwas zu erledigen. —

Laute Worte auf dem Flur störten ihn, Johann, die biedere Seele, ist angetrunken heimgekehrt. Er öffnet die Tür und will ihn dann zur Ruhe verweisen.

Aber der alte Getreue tut gar vertraulich und stammelt, da die Zunge schwer vom edlen Lebenssaft: „Herr — Leutnant, — was

ich vergaß! — Das — gnä — dige Fräulein — sind schon heute mittag hier gewesen — und trafen mich soeben unten — Fräulein — Agnes, meine ich.“

„Ach was,“ entgegnete Ferdinand ärgerlich, „schere Er sich zu Bett, alter Trunkenbold! Ist ja dummes Zeug, meine Schwester kann doch unmöglich hier sein.“



Das wiedererstehende San Franzisko. (Mit Text.)

Aberblick über das neue Handelsviertel, das auf der Ruinenstätte errichtet wurde.

„Aber — sie steht — schon vor der Tür.“

Und der Trunkene lag heute einmal nicht.

„Dreimal war ich vergebens hier!“ tönte da Agnes helle Stimme an der Tür. „Ich wollte unbedingt heute noch mit dir sprechen, da ich morgen mittag bereits fort muß, unter allen Umständen.“

Nun trat sie herein, Johann entfernte sich mit einigen Büchlingen, und Ferdinand stand mit verschränkten Armen und totenbleichem, unheimlich geisterhaftem Gesicht vor ihr.

„Was ist es denn?“ fragte er mit fast tonloser Stimme hastig.

Agnes schaute ihn groß an und ihre hellen Augen entdeckten jetzt auch die Pistole auf dem Schreibtisch, sowie die drei Briefe, deren einer ja ihre Adresse trug.

Etwas unsicher sprach sie: „Bruder, ich will nur wissen, ob du deine Meinung betreffs einer ehelichen Verbindung mit der Gräfin Ritenburg geändert hast oder nicht?“

„Die Antwort auf diese Frage hättest du morgen ohnehin erfahren. Ich werde die Ritenburg nicht heiraten. Und nun — liebe, gute Schwester, erhöre meine letzte Bitte: Laß mich allein! — Mache mir den letzten Schritt nicht so schwer!“

Alles ist Agnes klar, die drei Briefe — die Pistole. Sie kennt ihren Bruder, sie weiß, daß sie mit Gewalt nichts erreichen kann, höchstens die Tat des Wahnsinns auf einige Stunden hinhalten. Sie ist kein schwaches Weib, das in der höchsten Notlage nur zu lamentieren und zu weinen vermag, sie ist stark und klug. Darum beherrscht sie sich und spricht sanft und voll Liebe, Ferdinands Hand erfassend: „Armer Bruder, ich verstehe dich vollkommen. Aber gönne deiner Schwester, dem einzigen Wesen, das dir noch nahe steht auf Erden, ein paar Worte.“

Mit tiefem Seufzer sinkt er in einen Sessel, bedeckt das bleiche Gesicht mit den Händen und sitzt still da, als hätte er die letzte Willenskraft verloren.

Da fährt die Schwester fort, während sie in ihrer edlen Schönheit wie ein Engel des Himmels, hehr und rein vor ihm steht: „Du willst deine Schuld sühnen, Bruder, du empfindest Reue. Aber diese Sühne genügt nicht. Nein, Selbstmord — ist keine Sühne! Handle nicht feige! Du hast weit mehr zu tun als jetzt die, an denen du dich veründigst, einfach im Stich zu lassen, indem du dir selber die bequemste Strafe auferlegst. Sieh, Friederike und der wadere alte Hellwig sind deinetwegen in große Not geraten. Der alte Mann, dem Papa außer Wilhelms Vater sein Vermögen verdankt, mußte, da er sich durch dein Betragen geradezu beschimpft fühlte, seine Stelle aufgeben. Er hoffte von seinen bescheidenen Ersparnissen bei einer seinen landwirtschaftlichen Kenntnissen entsprechenden Beschäftigung als Taxator, Sachverständiger, Vermittler usw., seinen Lebensabend ohne pekuniäre Sorgen verbringen zu können. Nun liegt er aber seit zwei Monaten schwerkrank darnieder und es ist wenig Hoffnung auf völlige Genesung. Frisken muß Tag und Nacht arbeiten, um die bitterste Not abzuwenden. — Und deine Schuld, ja, Ferdinand, deine Schuld ist das. Denke ferner an Wilhelm, den du, weil er dir auf deine dringende Bitte um ein wahres Wort keine Lüge sagte, unglücklich gemacht, — denke an Wilhelms Eltern!“

„Agnes,“ leuchtete Ferdinand, „liebe Schwester, — du meinst es gut — aber — ich kann nicht mehr tun als ich tat. Ich habe den Vater da in dem Brief gebeten, mein Vermögen Winklers und Hellwigs zu überlassen.“

„Ach, das war gut gemeint, Ferdinand, aber du kennst doch unsern Vater! Armer Bruder, wie müssen deine Sinne unnachtet sein! Niemals wird Papa dir diese Bitte erfüllen, dazu ist er — zu stolz! — Nein, du mußt selber mit der ganzen Kraft eines Mannes zu sühnen suchen, was du verbrochen. Du mußt auf dich selber trauen und auf Gottes Segen, der einer guten Sache niemals fehlt.“

„Agnes — das sind schöne, philosophische Worte. — Hast du mit Frisken gesprochen, seit dem —?“

„Ja, ich habe erst heute mit ihr gesprochen.“

„Und — nun, das ist ja selbstverständlich, daß sie mich, wie ihr Vater, in den tiefsten Höllengrund verwünscht. Komme mir nicht mit einem philosophischen oder christlich mildem Einwand. Das weiß ich, es könnte ja auch wohl — nicht anders sein.“

„Eine große und wahre Liebe vermag alles zu verzeihen, Ferdinand.“

„Ach, Phrasen! Martere mich nicht länger! — Ich glaube und hoffe nichts mehr.“

„So sprichst du heute, armer Bruder, weil du krank bist, du wirst morgen ganz anderer Meinung sein. Veründige dich nicht so schwer.“

Wie im Traum murmelte er, nachdem er wohl zehn Minuten mit geschlossenen Augen und fest zusammengepreßten Lippen dagelegen: „Sie hat recht, der Vater ist zu stolz, er würde mir meine letzte Bitte nicht erfüllen.“ — Dann fuhr er auf und heiser fragte er: „Agnes, liebt mich denn Frisken jetzt auch noch?“

„Ja, ihr ganzes Herz gehört dir, und täglich flehst sie zu Gott, daß er dich auf den rechten Weg zurückführen möge.“

Da sank Ferdinand das schwere Haupt auf die über den Tisch gebreiteten Arme, und so lag er, scheinbar geistesabwesend, bis der Morgen graute. Agnes hatte stillschweigend die Pistole beiseitegeschafft und die Briefe wohl aufgehoben. Dann setzte sie sich zu dem unglücklichen Bruder und hielt treulich Wacht.

Vier Wochen lag Ferdinand von Falkenhorst nun bereits in einem Krankenhause an einem schweren Nervenfieber darnieder. Anfänglich ließ sein Zustand, der einer gelstigen Unmachtung fast gleichkam, das Schlimmste befürchten, doch nun war wieder Hoffnung da. Der Kranke vermochte klar zu denken, und die dumpfe Schwermut, die ihn immer wieder mit Selbstmordgedanken erfüllt, wich allmählich einer heiteren Lebensanschauung, dem Wunsch, noch vieles gutzumachen auf Erden.

Agnes trug dazu das Ihre getreulich bei. Sie wohnte jetzt wieder in Falkenhorst und war fast immer um den kranken Bruder. Der Vater ließ sich indessen recht selten sehen, und sein Besuch tat Ferdinand niemals gut, denn er regte ihn stets sehr auf. Konnte der alte Herr ja doch nicht an sich halten, seinem Sohne die heftigsten Vorwürfe zu machen, weil er mit der Gräfin gebrochen. Denn Ferdinand allein trug nach seiner festen Überzeugung, zu der ihn die Ritenburg gebracht, an dem Zerwürfniß die Schuld. Er hatte sie taktlos und lieblos behandelt.

Und der alte Herr konnte dabei den Gedanken nicht los werden, daß Friederike Hellwig mit im Spiel wäre, um so weniger, als Ferdinand deren Namen neulich in seinen Fieberphantasien mehrmals laut ausgerufen.

Nachdem der alte Hellwig sein Amt aufgegeben, hatte der Schlossherr versucht, seine Güter allein zu bewirtschaften, wenigstens das Oberkommando über einen ganzen Stapel von Unterbeamten zu übernehmen. Doch bereits nach wenigen Wochen sah er ein, daß man ihn an allen Ecken und Enden hinterging und betrog, daß er nicht mehr fähig zum Alleinherrschen war. Und da war ihm, wie er noch heute glaubte, ein glücklicher Zufall hold gewesen.

Der Forstassessor Walther, der wegen eines ihm zugefügten Unrechtes von seiten seines nächsten Vorgesetzten den Abschied genommen, um demnächst ein Rittergut zu kaufen, bot sich von Falkenhorst als Verwalter an.

Er verpflichtete sich sogar, mindestens zwei Jahre in dieser Stellung zu verbleiben und verlangte gar kein Gehalt, nur eine bescheidene Lantienne.

Wohl tauchte das Gerücht auf, Walther wäre aus dem großherzoglichen Dienst entlassen, da man ihn allerlei Unterschlagungen überführt — und das war richtig! — aber zu des Schlossherrn Ohren kam nichts von alledem; er hätte dem Gerücht der Leute in diesem Falle auch keinen Glauben geschenkt, denn er sah in dem Forstassessor a. D. etwas ganz Besonderes, Unfehlbares. So war es denn ja auch natürlich, daß er gar nicht ahnte, in wie schöner Weise dieser Mann ihn betrog und in seine eigene Tasche wirtschaftete. Er kümmerte sich jetzt um gar nichts mehr, was die Wirtschaft anbetraf, und ließ Walther alles besorgen.

Da die Zeiten für die Landwirtschaft nicht gerade günstig waren und der neue Verwalter alles, was hätte besser sein können, wohl in das rechte Licht zu stellen verstand, so blieben seine Spitzbübereien unentdeckt und er durfte in der frohen Hoffnung leben, über kurz oder lang wenigstens einen Teil von Falkenhorst für sich ankaufen zu können. Und dann sollten neue Kohlenlager entdeckt werden, dann wollte er dem Schlossherrn, dessen brauchbare Kohlenvorräte sich bald erschöpft haben würden, gefährliche Konkurrenz machen. — So stand es jetzt auf Falkenhorst.

Heute durfte Ferdinand zum ersten Male seit dem Beginn seines langen Siedtums das Zimmer verlassen. Die goldene Herbstsonne grüßte ihn mit mildem Lächeln und die ganze schöne Gottesnatur schien ihm so freundlich, so veröhnlich, als wäre alles in ihr fröhlich, daß er wieder an ihr Herz zurückgekehrt.

Seit seiner frühesten Kindheit hatte er dem Gesang der Vögel nicht mit solcher Andacht gelauscht wie heute. Und Afters und Georginen, da und dort auch noch ein paar rote Rosen, strahlten in den herrlichsten Farben, als wollten auch sie ihn mit Wärme begrüßen. Ja, die Welt war doch schön! Ein kräftiger Herbsthauch wehte kühlend und stärkend durch das buntgefärbte Laub der mächtigen Bäume des Hospitalparks. Wie tat das den Nerven wohl!

„Agnes, liebe, teure Schwester,“ kam es da feierlich über Ferdinands Lippen, „ich kann wieder glauben und hoffen! Ich habe wieder Selbstvertrauen, darum wird alles gut werden. — Die schöne Gotteserde!“

Agnes war so überglücklich, denn sie hing mit rührender Liebe an ihrem Bruder. Und nun entnahm sie dem Täschchen, das sie

an der Hand trug, einen Strauß von Feldblumen, schlicht und duftlos, aber in seiner Bescheidenheit wunderschön. Den reichte sie ihm und sagte dabei: „Diese Blumen hat Frischchen auf heimlicher Flur gestern für dich gepflückt. Sie schickt sie dir und ist glücklich, daß es dir jetzt besser geht. Ihre Liebe zu dir ist wahr und darum stärker als der Tod. Sie wird niemals einen anderen Mann lieben.“

Stillschweigend, mit Tränen in den Augen, drückte Ferdinand die Feldblumen an seine Lippen.

„Und ich werde meine volle Jugendkraft wieder gewinnen!“ sprach er dann mit leuchtenden Blicken. „Ich werde es mir zur Lebensaufgabe machen, zu sühnen, was ich verbrochen habe.“

Am einem der nächsten Tage wurde Ferdinand die angenehmste Überraschung zuteil, die er sich nur hätte wünschen können. Friederike besuchte ihn in Agnes' Begleitung. Das lebenslustige, oft noch kindisch-übermütige Mädchen war ernst und gesetzt geworden in dieser Zeit des Kummers und der Sorgen. Heute aber strahlte wieder helle Freude und sonniges Liebesglück aus den smaragdgrünen Augen. Frischchen hatte ja den Geliebten wiedergefunden, und nun würde sie keine Macht der Erde mehr trennen können, das war ihr zur freudigen Gewißheit geworden.

Fortan verging kein Tag, wo Ferdinand und Friederike nicht beisammen waren. Der alte Hellwig hatte, dank der Vermittlung von Agnes, dem nun so ernstliche Neue bekundenden Leutnant verziehen und stattete ihm selber eines Tages einen Besuch ab.

„Jetzt hoffe ich,“ sagte Ferdinand da voll Wonne zu seiner Schwester, „daß noch alles gut werden wird. Der Vater muß ja anderer Meinung werden, wenn er auch nur einen Funken von Liebe für seinen Sohn besitzt.“

Vielleicht wäre es Agnes gelungen, den alten Herrn allmählich umzustimmen, trotzdem sie wenig Hoffnung hegte, da sie den Adelsstolz und den unbeugsamen Sinn ihres Vaters kannte, doch ein unglückseliger Zufall sollte ihre Pläne, noch bevor sie reiflich überlegt waren, alle zu Schanden machen.

Es war der letzte Nachmittag, den Ferdinand im Hospital zubringen sollte. Morgen wollte er denn einstweilen nach Falkenhorst übersiedeln, um sich ganz und gar der Landwirtschaft zu widmen. Sein Abschied vom Militär war ihm ja bewilligt worden.

Walthers paßte es ganz und gar nicht, daß der Sohn seines Herrn ihm auf die Finger sehen würde, darum tat er sein möglichstes, Herrn von Falkenhorst zu bestimmen, Ferdinand irgendwo auf einem anderen Gut als Volontär unterzubringen.

„Erstens,“ so begründete der kluge Verwalter diesen Vorschlag, „hat der Herr Leutnant in einem fremden landwirtschaftlichen Betrieb weit besser Gelegenheit, alles gründlich zu erlernen, und zweitens würde hier die Nähe der Großstadt entschieden nachteilig auf seine Nerven einwirken, zumal die ‚kleine grüne Nixe‘ noch immer begehrend ihre Arme nach dem zukünftigen Besitzer von Schloß Falkenhorst ausstrecken sollte.“

Besterer Umstand war bestimmend für den alten Herrn. Er fuhr deswegen heute zur Stadt, um mit seinem Sohn alles zu besprechen. Seine Stimmung war keineswegs eine heitere, denn Walthers hatte ihm heute abermals eröffnet, daß eine weitere Hypothek ausgenommen werden müßte, wenn die ganze Wirtschaft nicht ins Stoden geraten sollte. Auch mußte der stolze, wegen seines Reichthums so viel bewunderte Edelmann sich wohl oder übel eingestehen, daß es mit seinen Finanzen gar nicht mehr besonders glänzend stand. Er war ja, um den Kredit nicht zu verlieren, klug genug, das zu verheimlichen.

Der ehrenwerte Hellwig hatte ebenfalls den Mund darüber gehalten, und tat es auch heute noch. Walthers dagegen verstand es vorzüglich hier und da, wo es ihm gerade angebracht schien, den Aufrichtigen zu spielen. Und so kam es, daß der Schlossherr von Falkenhorst heute — ehe er Ferdinand besuchte, wollte er die Geldgeschäfte erledigen — vergebens bei seinen alten, vor Unterwürfigkeit sonst fast ersterbenden Geschäftsfreunden, den Gebrüdern Zimmertreu, antlopfte. Die Herren mußten auf alles vorbereitet sein, denn sie verhielten sich erstaunlich ablehnend und machten ihrem vertrauensverwehenden Namen keine Ehre. Das reizte von Falkenhorst ungemein und er schied mit der Versicherung, alle Verbindungen mit einer so wenig leistungsfähigen Firma für alle Zeiten abzubreaken.

Darum erschien er im Hospital in recht gereizter Stimmung und forderte den Pförtner barfuß auf, ihn zu seinem Sohn zu führen.

„Der Herr Leutnant ist mit den Damen im Garten,“ antwortete der Alte etwas ärgerlich, „Sie werden ihn auch ohne mein Geleit finden.“

„Mit den Damen, sagen Sie? — Welche Damen?“

„Nun, die ihn täglich zu besuchen pflegen: was geht's mich an. Glaube, die eine ist die Schwester und die andere muß wohl die Braut sein.“

Da stürzte von Falkenhorst in den Garten, drängte, was ihm

in den Weg trat, beiseite und schien wie jemand, der einer Kur an dieser friedlichen Stätte dringend bedürftig wäre.

Da sah er sie lustwandeln, alle drei eng aneinander geschmiegt, Agnes an Ferdinands linkem und Friederike an seinem rechten Arm. Sie mußten bester Laune sein, denn schon von ferne hörte er ihr Lachen und Scherzen. Das reizt ihn schier zur Raserei. Eben hatte er noch überlegt, wie der alte Ruhm durch eine reiche Partie des Sohnes — und deren schienen ihm viele so naheliegend — zu neuem Glanz gebracht werden könnte — und nun — dieses Bild.

Jetzt sehen die drei den erregten Schlossherrn. Agnes eilt ihm entgegen, doch ehe sie ein Wort zu sprechen vermag, stößt er sie unsanft zurück und ruft aus: „Kupplerin du! So hintergeht ihr mich?“

Schon steht Ferdinand vor ihm, schaut ihn bittend an und spricht: „Vater, urteile nicht zu hart! Tu vor allem Agnes kein Unrecht. Sie hat es nicht verdient, denn nächst dem ewigen Lenker der Menschenherzen verdankst du ihr, daß du noch einen Sohn hast. Und Friederike —“

„Schweige!“ unterbricht ihn der Vater mit schrecklich drohender Gebärde. „Folge mir in dein Zimmer, ich muß mit dir allein reden.“

Als man das geräumige und bequeme Krankengemach, das Ferdinand bis heute bewohnt, erreicht hatte, fuhr der alte Herr in demselben aufgeregten Ton fort: „Ich habe nur die eine Frage: Willst du dich von jenem Mädchen lösen und meinem Willen fügen, oder willst du ein Verstoßener sein, der seinem Vater nie wieder unter die Augen zu treten wagen darf?“

„Ich bleibe Friederike treu,“ das war des Sohnes kurze, aber bestimmte Antwort.

Ein heiseres Lachen des Schlossherrn, dann schlug er sich mit beiden Fäusten an die Stirn und keuchte heiser: „So sei es! Noch heute mache ich mein Testament. Sofort gehe ich zum Notar.“

Bergebens suchte Ferdinand den vor Wut fast Rasenden aufzuhalten. Auch Agnes vermochte es nicht, als sie ihn jetzt draußen an ihnen vorüber eilen sah.

Sie hörte nur noch, wie er drohend ausrief: „Und du meidest Schloß Falkenhorst! Ich werde dich in eine strenge Erziehungsanstalt schicken, wie du es verdienst. Bis du meine weiteren Befehle erhältst, hast du im Adelsstift drüben in der Schloßstraße zu logieren, dorthin werden am Abend deine Sachen gebracht.“

Ferdinand war nicht so aufgeregt, wie Frischchen und Agnes es erwartet hatten. Wohl war ihm der tiefe Schmerz, der ihm an der Seele nagte, anzumerken, aber dennoch sagte er mit fast heiterer Miene: „Jetzt habe ich Gewißheit. Gottlob, ich fürchte den Kampf um meine Existenz nicht, denn ich bin ja wieder gesund und stark. Ich werde mich deiner Liebe würdig zeigen, mein Frischchen. Über die erste Not komme ich schon hinweg, wenn ich all den Tant, an dem ich früher hing, verkaufe. In meinen Werben steckt ein kleines Kapital. Freilich habe ich ja auch noch manche Schulden zu bezahlen. Aber ich sehe mit Siegeszuversicht in die Zukunft und traue auf Gottes Segen.“

Noch lange saßen die drei beratend beieinander. Und als sie sich endlich trennten, da waren sie alle voll guter Hoffnung.

Agnes logierte in jenem Adelsstift, wie schon öfters, wenn der Vater auf Reisen und Tante Susanne bei einer Verwandten zum Besuch weilte.

(Schluß folgt.)

Erreichte Wünsche.

Modernes Märchen von M. Knechtel-Schönau.

(Nachdruck verboten.)

Es waren einmal zehn kleine Straßburger Gänseleber-Pasteten-Terrinen, die, frisch gefüllt mit lederem Inhalt, in tabelloser Verpackung die wunderschöne Elßässer Hauptstadt verließen, um als Postkollie nach dem kleinen und netten Provinzort Bristelwitz befördert zu werden. Dieses Bristelwitz lag an der russisch-polnischen Grenze, jener schönen Gegend, wo sich die Füchse Gutenacht sagen. Es zählte nahezu fünftausend Einwohner und war vor kurzem der Reihe der Garnisonsstädtchen einverleibt worden, über welche Tatsache die guten Bristelwiper vor lauter Freude und Stolz beinahe übergeschnappt wären. Der erste und einzige Delikateshändler des Städtchens war intelligent genug, sofort den Bestand seines Lagers zu verdoppeln und alle möglichen und unmöglichen Delikatessen der Saison sich zu verschreiben. Da er zugleich eine renommierte Weinstube besaß, träumte er von einem ungeheuren Aufschwung seines Geschäftes und sah der Ankunft des Regiments, insonderheit des Offizierkorps, mit Spannung entgegen.

Seine Erwartungen sollten erfüllt werden. Die Herren Offiziere erwählten seine Weinstube zum Frühstückstammlokal und fanden seinen Madeira und Sherry, sowie den neuangeschafften Astrachaner Caviar I — genießbar. Nur ein schlanker, schneidiger Oberleutnant brachte ihn durch die Frage nach Straßburger Gänseleberpasteten in tödliche Verlegenheit! Ganz verstört über die Klaf-

sende Püde, welche sein wohlfortiertes Lager ff. Delikatessen aufwies, stotterte er etwas von: „Neue Sendung noch nicht eingetroffen!“ um dann sofort per Draht in Straßburg Bestellung zu machen.

Von Straßburg nach Briestwitz ist's aber ein weiter Weg, und den zehn in Holz- wolle verpackten und eng zusammengepackten Pasteten- Terrinen wurde Zeit und Weile lang. Sie stöhnten und gähnten um die Wette, um dann schließlich ins Plaudern zu geraten. Namentlich die eine Terrine mußte sehr interessant zu erzählen; sie war kein Neuling mehr wie die anderen neun, sondern bereits einmal in der Welt gewesen und dann, nachdem sie ihres getrüffeltesten Inhaltes beraubt, mit einer Unmenge anderer leerer Terrinen nach Straßburg zurückgeschickt worden, um eine neue Füllung zu erhalten.

Die wußte nun wahre Wunderdinge zu berichten, und in atemloser Spannung lauschten die anderen ihrer Erzählung von dem großen Verlobungsfeste, bei welchem sie auf der Tafel paradiert hatte, gerade unter dem großen Kronleuchter von venezianischem Kristall inmitten prachtvoller Blumenkörbe und silberner Tafelaufsätze. Von reich galloniertem Diener war sie den Gästen präsentiert worden, und so hatte sie Gelegenheit gehabt, jeden einzelnen genau zu betrachten. Die Herren waren fast alle in Uniform gewesen, und manch einer hatte die Brust voll funkelnder Orden gehabt. Die Damen in buchtigen Spitzen toiletten, mit Blumen in den Locken und Diamantgeschmeide um Hals und Arme. Und die junge, schöne Braut hatte so selig gelächelt, als der Bräutigam, ein bildhübscher Husaren-Rittmeister, ihr ein Stückchen von der Pastete auf den Teller gelegt und mit seinen schwarzen Augen sie so feurig angeblickt.

Den anderen neun Terrinen wurde ganz warm ums Herz bei dieser Beschreibung, und sie wurden nicht müde, zuzuhören, und baten um Wiederholung. — Namentlich das eine, das just auf dem Knopfe des Terrinendeckels einen schwarzen Brandsled hatte, wollte alles klar, haarklein wissen und bestürmte die ältere Gefährtin mit Fragen. Vor allem begehrte es zu wissen, ob ihm dasselbe Los zuteil werden würde, und als die Antwort nur in einem zweifelnden



Prof. Richard von Kaufmann f. (Mit Text.)

den Achselzuden bestand, wurde es ganz traurig. Das tat nun wieder der anderen leid, und sie sagte tröstend: „Laß den Kopf nicht hängen, Kleinchen! Wenn's auch kein Verlobungsfest ist, so kann es eine Geburtstagsfeier oder ein Kindtaufen sein, schön ist das auch, und wo wir auf den Tisch kommen, da gibt's nur noble Leute. Eine Bekannte von mir kam in das Haus eines Generals, einer Excellenz, und die Pastete wurde von lauter würdigen Herren verzehrt.“

„Ich will zu keinem würdigen Herren, ich will zu jungen, schönen Leuten, zu einer — Braut!“ keufzte das Terrinchen mit dem Brandsled.

„Wart's ab!“ brummte eine andere Terrine und schob sich in die Nähe der erfahrenen Gefährtin. „Sag,“ fragte sie dieselbe, „was wird aus denen, die, wenn sie geleert sind, nicht nach Straßburg zurückgeschickt werden?“

„O, das kann ich dir sagen!“ erwiderte jene. „Die werden von der Hausfrau gut aufgehoben und mit Schmalz oder Butter gefüllt!“

„Pfiu, wie ordinär!“ riefen einige und räusperten die Nase.

„Das lasse ich mir nicht gefallen!“ opponierte die mit dem Brandsled.

„Ich auch nicht, ich auch nicht!“ rief der Chor.

„O, ihr Dummerchen!“ lachte die erste. „Was wollt ihr dagegen tun?“

Da verstummten sie alle, nur die kleine mit dem Brandsled rief empört: „Ich würde bersten vor Wut und —“

„Und dann lästst du in den Scherbenlasten!“ meinte die erste gelassen. „Nur nicht so hitzig!“

„Werden denn alle mit Butter und Schmalz gefüllt?“ fragte eine andere kleinlaut.

„Nicht doch, auch mit Zucker oder Gelee! Manche werden auch gar nicht gefüllt, sondern als Andenken bewahrt und pietätvoll im Glaschrank aufgestellt.“

„Das ist mein Fall!“ rief jubelnd die mit dem Brandsled. „Pietätvoll im Glaschrank aufgehoben zu werden, das denke ich mir herrlich!“

So ging es fort, bis sie ihren Bestimmungsort erreichten und im Laden des Briestwitzer Delikateshändlers der Reihe nach in ein Regal gestellt wurden.

Es dauerte gar nicht lange, so waren von den zehn Terrinen nur noch zwei vorhanden — die zweimal gefüllte und die mit dem Brandsled. Letztere zappelte bereits vor Ungebuld, daß endlich ihr Schicksal sich erfüllen möge, und wiegte sich in stolzen Träumen.

Eines Morgens fuhr eine schöne Equipage vor den Laden, und eine junge Dame trat ein. Rosig, gleich einer Apfelblüte, lugte ihr rundes Gesichtchen aus der duftigen, weißen Federboa hervor, und mit heller Stimme bestellte sie bei dem Kommiss einen nett arrangierten Frühstückskorb voll auserlesener Delikatessen.

„Er soll meines Bräutigams Geburtstagsstück zieren,“ setzte sie errötend hinzu. „Also statten Sie ihn so schön wie möglich aus. In einer Stunde lasse ich ihn abholen.“

„Ist Straßburger Gänseleberpastete auch erwünscht?“ fragte der Kommiss.

„Aber selbstredend!“ Klang es zurück und — husch, war die Schöne zum Laden hinaus.

Das Terrinchen mit dem Brandsled war ganz elektrifiziert von der reizenden Erscheinung und glaubte nun sicher, daß sein Glückstündlein geschlagen und sein heißester Wunsch, zu einer Braut zu kommen, erfüllt würde.

Voll sieberhafter Erwartung sah es den Vorbereitungen des Kommiss und des Lehrlings zu, die ein zierliches Körbchen mit allerhand Konserven und guten Dingen füllten.

Jetzt war der große Moment da! Der Lehrling ergriß das beinahe vor Seligkeit aufjauchzende Terrinchen und stellte es mitten in all die schönen Sachen hinein.

O, wie es sich fühlte! Wie stolz es auf die zurückbleibende Gefährtin blickte! Die Zeiten, wo sie deren Erzählungen gelauscht, waren vorüber; jetzt würde sie all das Schöne, Herrliche selbst erleben, während jene noch eines ungewissen Schicksals harren mußte. In ihre hochfliegenden Träumereien lönte plötzlich die scharfe Stimme des Kommiss:

„Schafskopf, hast du nicht gehört, daß der Korb ein Geburtstagsgeschenk sein soll? Rußt du da gerade die Terrine mit dem häßlichen Brandsled nehmen? — Gleich gibst du die andere her!“

Das arme Terrinchen! Zu jäh war der Sturz von der er-



Die „Himmelsleiter“ in Hamburg. (Mit Text.)
Phot. Berliner Illustr.-Ges.



Sir Gerard Lowther, der neue englische Botschafter in Berlin. (Mit Text.)

träumten Höhe. Kaum hatte es seinen alten Platz wieder eingenommen, als es ganz regelrecht in Ohnmacht fiel. —

Stunden und Tage verharrte es in diesem apathischen Zustand,

dieser geschniegelte Jüngling mit den dicken, roten Händen es nicht würde pietätvoll im Glasschrank aufbewahren, das war so sicher, wie zwei mal zwei gleich vier.

dann endlich begann sich die Hoffnung wieder zu regen. Es war jetzt das einzige seiner Art, und ob mit oder ohne Brandfleck mußte es jetzt verkauft werden, wenn ein Käufer nach ihm verlangte. — Aber leider, leider trug niemand Verlangen nach ihm.

Da plötzlich, einmal mitten in der Nacht wurde es von seinem Plage genommen, in die Küche geschleppt, geöffnet und sein Inhalt auf unzählige dünne Weißbrotscheibchen gestrichen, die bergartig auf eine große Schüssel geschichtet und in die Weinstube getragen wurden.

Beim Öffnen der Tür konnte es gerade dergroßen Stammtisch übersehen, an dem eine Menge Offiziere mit weinroten Gesichtern saßen und tranken und sangen.

Das also war nun sein Schicksal!

„Das Nestchen Pastete werde ich mir morgen zum zweiten Frühstück genehmigen,“ sagte der Kommissar und trug die Terrine in den Laden zu-

rück, wo er sie unter seinem Schreibpult versteckte. „Man muß doch auch wissen, wie solches Zeug schmeckt.“

Dem total geknickten Terrinchens war jetzt alles gleichgültig; jede, auch die bescheidenste Hoffnung, war geschwunden, denn daß

Resigniert ließ es sich am anderen Morgen seines letzten Inhalts berauben und in eine Ecke des Ladentisches schieben. Es gab ja nur noch ein Ziel — den Scherbenkasten! —

Gegen Mittag kam ein kleiner, dicker Herr in das Geschäft,



Ein großer Markt. Nach dem Gemälde von Dr. Bunsich. (Mit Text.)

kaufte eine Büchse Mostird und sah zufällig das leere Terrinchen stehen. „Was ist denn das für ein Ding?“ fragte er neugierig.

„Eine leere Straßburger Gänseleberpasteten-Terrine!“ meinte der Kommiss mit einer Gelassenheit, als habe er schon Hunderte davon verkauft.

„Ariegst die Motten!“ rief der Dide und riß erstaunt die kleinen, blaßblauen Augen auf. „So was hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehen, geschweige denn gegessen! Was kostet denn so 'nen Ding?“

„Sechs Mark!“

„Voptausend!“ entfuhr es dem Munde des höchlichst Verblüfften. „Das leere Ding da — sechs Mark?“

„Ach nein, Herr Schulze, eine volle kostet so viel!“ beeilte sich der Kommiss zu sagen.

„Noch ein Sündengeld! Aber ich meine das leere Ding da. Ich könnt' es gerade gut gebrauchen, und wenn's nicht zu teuer wäre — — —“

„Na, meininetwegen, geben Sie fünfundzwanzig Pfennige, da sollen Sie es haben.“

„Topp!“ rief Herr Schulze erfreut und betrachtete das Terrinchen nun genauer. „Ach, mein Vester, das hat ja 'nen Leberfleck auf der Nase — nec, da gebe ich bloß zwanzig Pfennige dafür!“

Der Handel kam zustande, und befriedigt zog Herr Schulze mit der neuen Errungenschaft von dannen.

Dem Terrinchen pochte das Herz vor Erwartung; sollten sich jetzt noch seine stolzen Träume verwirklichen oder standen ihm neue Enttäuschungen bevor? Würde es in einen Glasschrank gestellt oder mit Butter oder Schmalz gefüllt werden?

Zu Hause angelangt, unterzog Herr Schulze das Terrinchen einer sofortigen Reinigung, wobei er sich bemühte, die Etiketten an Unterfah und Deckel, auf denen die stolze Aufschrift: „Echte Straßburger Gänseleberpastete, prima Qualität“ prangte, nach Möglichkeit zu schonen. Sodann holte er aus einem Wandschranke einen großen, irdenen Topf, der mit einer schwarzglänzenden, musartigen Masse gefüllt war, rührte mit einem großen Kochlöffel tüchtig darinnen herum und füllte dann das Terrinchen bis an den Rand mit diesem geheimnisvollen Brei, wobei sein rundes, feistes Gesicht ordentlich vor Vergnügen glänzte. Nun kam aber das Schwierigste an der Sache: der kunstgerechte Verschluß der Terrine mit einem Staniolstreifen.

Woher solch einen langen Streifen Staniol nehmen? Wohl oder übel mußte Herr Schulze noch einmal zum Kaufmann springen, und da anderes Staniol nicht auf Lager, eine Halbpfundtafel Schokolade erstehen, deren silberne Hülle die gewünschte Länge besaß. Aber nun das Aufkleben! Wieviel verunglückte Versuche waren dabei zu verzeichnen. Der schmale Staniolstreifen glüht fortwährend wieder ab und wollte durchaus nicht kleben bleiben. Weder Dextrin noch Gummi arabicum wollten den nötigen Halt verleihen. Herrn Schulze standen bereits die hellen Schweißtropfen auf der Stirn, und bedenklich schaute er den kleinen Rest Staniol an, der von den verunglückten Versuchen übrig geblieben.

„Bomben und Granaten!“ rief er ärgerlich aus. „Soll an diesem Karnidel von Verschluß der ganze Spaß scheitern?“

Plötzlich schien ihm ein Gedankenblitz zu kommen. Den Hut aufsetzen, abermals zu Kaufmann rennen und mit einem Fläschchen Syndetikon zurückkehren, war das Werk weniger Minuten.

„Wart', du horstiges Ding!“ drohte er dem Terrinchen, „jezt hilfst kein Sträuben, Syndetikon kriegt dich unter, es leimt, klebt und kittet alles!“

Und der letzte Versuch gelang famos. Tadellos glatt und gleichmäßig zog sich der silberne Gürtel um Terrinchens keineswegs schlaffe Taille.

„Heureka!“ jubelte Herr Schulze und betrachtete händerreibend sein Werk. „Das gibt 'ne großartige Überraschung. Großer Bramaputra! Wenn ich an das Gesicht von Freund Walter denke, wenn er das Ding da aufmacht und — — —“

(Schluß folgt.)

Glückliche Ideen.

Von W. Stellsch. (Nachdruck verboten.)

Die Fälle, daß glückliche Erfinder durch die geschäftsmäßige Ausbeutung ihrer Patente zu reichen Leuten, ja zu Millionären wurden, stehen, wie allgemein bekannt ist, gar nicht vereinzelt da. Die Erfinder erhielten damit endlich nur die wohlverdiente Belohnung für ihre oft jahrelangen, manchmal unter größten Entbehrungen fortgeführten Studien und rastlosen Arbeiten. Im Gegensatz zu diesen Erfindern, die vielleicht erst nach vielen Fehlschlägen und bitteren Enttäuschungen zur Höhe gelangten, gibt es aber auch eine ganze Reihe solcher, die einfach durch die

schleunige Verwertung zufälliger Ideen ihr Glück machten. Und zwar erscheinen uns heute einige dieser Ideen, die vor ihrer Entdeckung schwer zu lösende Rätsel bildeten, so selbstverständlich und leicht zu lösen, wie das bekannte Problem des auf der Spitze stehenden Eises, das Columbus so spielend löste. Eine dieser Ideen war die des Engländers Norman Miles, der, ehe der Irländer Henry Archer seine Fähuungsmaschine erfand, eine einfache Maschine zur linienweisen Durchlochung der Briefmarkenbogen herstellte. Die Marken mußten früher mit der Schere geschnitten werden, aber da das zu umständlich und langwierig war, trachtete man darnach, ein einfacheres Verfahren zu entdecken. Lange Zeit zerbrachen sich Erfinder vergeblich die Köpfe darüber, bis dem schon genannten Norman Miles durch Zufall eines Tages die Entdeckung glückte. Während eines Gesprächs, das er eines Tages in seiner Wohnung mit seiner Frau führte, hatte er ganz mechanisch eine auf dem Tische liegende Häkelnadel aufgenommen und stach damit kleine Kreise und Rierede in die vor ihm liegende Zeitung. Als seine Frau dann die Nadel gebrauchte, löste der Mann, seine Spielerei fortsetzend, die einzelnen Kreise und Rierede mit Leichtigkeit aus dem Papierbogen heraus, bis ihm seine resolute Frau plötzlich die Zeitung unter den Händen wegnahm, indem sie schmollend sagte:

„Es ist doch wirklich unerhört, Mann, daß du die Zeitung sogleich zerstückst, wenn du sie gelesen hast. Ich möchte doch ab und zu auch einmal einen Blick hinein tun!“

Aus seiner Zerstreuung aufschreckend, gewahrte der Mann erst, was er angerichtet hatte und entschuldigte sich. Plötzlich aber blieb sein Blick auf den kleinen Riereden haften, die er aus dem Papier gestochen hatte. Gleichzeitig erinnerte er sich einer Unterhaltung, die er kürzlich mit einem Freunde, der eine angesehene Stellung bei der Postverwaltung bekleidete, über Erfindungen gehabt hatte, wobei auch die Schwierigkeit erwähnt worden war, die Markenbogen auf bequeme Art zu zertrennen, und blitzschnell leuchtete die Erkenntnis in ihm auf: Hier liegt die Lösung des Problems vor mir! Ohne sich lange zu besinnen, bewaffnete er sich mit der Häkelnadel, setzte seinen Hut auf und eilte spornstreichs zu dem Freunde im Hauptpostamt.

„Du erzähltest mir kürzlich, die Regierung suche nach einem Verfahren, wodurch das Zerschneiden der Briefmarkenbogen überflüssig gemacht werden könne, erinnerst du dich?“ fragte Miles, als er wieder zu Atem gekommen war.

„Freilich doch, lieber Freund, freilich, hast du eine Maschine erfunden, dann gratuliere ich!“

„Um — na — eine Maschine nun gerade nicht,“ versetzte etwas gedrückt der Erfinder, „aber ich entdeckte ein Verfahren, wodurch das langwierige Zerschneiden der Bogen in einzelne Markenquadrate sich erübrigt. Und allzu schwierig würde es wohl auch nicht sein, das Verfahren durch Maschinen zu betreiben. Soweit bin ich allerdings noch nicht. Doch sage mir jetzt vor allen Dingen, an wen ich mich mit meiner Idee zu wenden habe?“

„Sir Rowland Hill, der Sekretär des Generalpostmeisters bearbeitet diese Angelegenheit; wenn du mir deine Zeichnungen und Pläne anvertrauen willst, so werde ich sie ihm gerne ehestens unterbreiten. Er wird dich dann wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen rufen lassen.“

Das Gesicht des Erfinders war bei den Worten des Freundes immer länger geworden.

„Um — werst du, lieber Freund,“ erwiderte er endlich zögernd, „Pläne und Zeichnungen habe ich auch nicht.“

„Ja, aber was hast du denn erfunden?“ fragte der erstaunt.

„Ich sagte es dir ja schon, ein Verfahren, wie man Briefmarken ohne Benutzung der Schere vom Bogen trennen kann, und dies Verfahren möchte ich den maßgeblichen Personen möglichst bald vorführen. Kann ich Sir Rowland Hill nicht sogleich sprechen?“

„Bist du deiner Sache auch ganz sicher?“ fragte der Freund noch einmal zweifelnd, denn das Gebahren Miles kam ihm doch ein wenig sonderbar vor. „Sir Rowland ist ein vielbeschäftigter Herr und liebt zwecklose Störungen absolut nicht!“

„Vollkommen!“

„Nun, so will ich sehen, ob der Herr Sekretär für dich zu sprechen ist. Warte hier, bis ich zurückkomme.“ Damit verließ er das Zimmer, den Erfinder in größter Erregung zurücklassend. Sein Hirn arbeitete fieberhaft, denn jetzt klangen die Worte des Freundes von einer Maschine zur Durchlöcherung der Markenbogen in seinem Ohre wieder. Wie mit der Hand, konnte eine Punktirnadel doch auch mit einer Maschine betrieben werden, und welche war schließlich besser dazu geeignet als die erst vor wenigen Jahren erfundene Nähmaschine, die überall so reiches Aussehen erregt und deren Einführung in einigen Städten sogar zu Revolten der Schneidergesellen geführt hatte, die dadurch ihre Existenz bedroht glaubten. Ja, das mußte gehen. Anstatt der Nadel, die bei der Nähmaschine den Faden führt, brauchte hier nur

eine stärkere Nadel eingestellt werden, die die Markenbogen mit seinen, längs und quer laufenden Löchern versah, wodurch die einzelnen Marken nachher mit Leichtigkeit voneinander gelöst werden konnten.

Soweit war er mit seinen Gedanken gekommen, als die Zimmertür sich wieder aufst und sein Freund in Begleitung eines grauhaarigen Herrn von etwa fünfzig Jahren eintrat. Es war Sir Rowland Hill, der Mann, dem es durch seine berühmte Schrift über die Reform des Postwesens gelungen war, die früheren hohen Briefportofäge auf den Einheitsfuß von einem Penny (8 Pfennig) festzusetzen.

„Sie haben ein Verfahren entdeckt, wodurch man die Briefmarken vom Bogen trennen kann, ohne erst eine Schere zur Hand nehmen zu müssen?“ fragte er kurz, nachdem die Herren einander vorgestellt worden waren. „Welchen Preis verlangen Sie für Ihre Erfindung, vorausgesetzt, daß sie brauchbar ist?“

„5000 Pfund Sterling,“ versetzte Miles.

Sir Rowland Hill zog überrascht die Augenbrauen hoch.

„Keinen Pfennig weniger!“ sagte der Erfinder eifrig hinzu.

„Nun, darüber wird sich ja wohl noch reden lassen,“ antwortete Hill, über den Eifer des Mannes lächelnd, „wollen Sie die Güte haben und mir Ihre Idee einmal näher erklären, auf meine strengste Discretion, auch wenn die Regierung Ihre Erfindung nicht ankauft, können Sie sich verlassen.“

Norman Miles nahm vom Arbeitstisch des Freundes ein Stück Papier, zog seine Hätelnadel aus der Tasche und stach, indem er ein Lineal anlegte, zuerst mehrere wagrechte, dann einige diese senkrecht durchschneidende dichtaneinanderliegende Punkte in das Papier. Darauf trennte er vor den Augen der ihm schweigend aber sehr interessiert zuschauenden Beamten mit Leichtigkeit die einzelnen Quadrate aus dem Bogen heraus.

„Im Prinzip ist das Problem damit gelöst, Herr Miles, ich gratuliere Ihnen!“ meinte der Sekretär, „wenn Sie uns nun noch ein maschinelles Verfahren anzugeben vermöchten, wodurch vielleicht mehrere Markenbogen zugleich auf diese Art durchlöchert würden, so glaube ich wohl, Ihnen den geforderten Preis versprechen zu dürfen.“

„Ist auch schon gefunden, Sir Rowland,“ versetzte der Erfinder und erklärte sich mit fast überstürzender Stimme, seine Idee, eine starke Perforiernadel in eine jener so viel gerühmten Nähmaschinen einzustellen, womit dann eine ganze Schicht von Markenbogen zugleich durchlocht werden könnte.

Sir Rowland nickte, und nachdem Norman Miles versprochen hatte, einer Regierungskommission an einem der nächsten Tage eine solche Maschine vorzuführen, ward er entlassen. Gleich nach beendeter Sitzung erhielt Miles für seine Idee die verlangte Summe von 5000 Pfund Sterling ausgezahlt, wobei noch bemerkt werden mag, daß im Jahre 1852 Archer, der Erfinder der Nähungsmaschine, wie sie noch heute mit nur ganz geringfügigen Verbesserungen in fast allen Ländern im Gebrauch ist, nur 4000 Pfund für sein Patent erhielt, an dem er mehrere Jahre gearbeitet hatte.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es übrigens, daß um dieselbe Zeit, als die Nähungsmaschine erfunden wurde, noch eine andere Idee, die ebenso eng mit der Volkstümlichkeit und leichten Verwendbarkeit der Briefmarke verknüpft ist, durch einen hohen Preis ausgezeichnet wurde. Lange Zeit bereits hatte eine ganze Anzahl der hervorragendsten englischen Chemiker mit teuren Gummiarten experimentiert, um ein geeignetes Klebmittel für die Briefmarken zu erfinden, das auf den Bogen antrocknete und nur angefeuchtet zu werden brauchte, um die Marke auf dem Umschlag zu befestigen; aber der rechte Erfolg war ausgeblieben. Die meisten der vorgeschlagenen Klebstoffe stellten sich im Gebrauch bei großer Kostspieligkeit auch als nicht recht verwendbar heraus. Da setzte die Regierung einen Preis von 2000 Pfund Sterling auf die Erfindung eines geeigneten Gummis aus. Doch auch dieses blieb lange ohne einen Erfolg, bis eines Tages ein armer jüdischer Händler namens Jakob Morris davon hörte. Er gebrauchte seit Jahren in seinem Geschäft einen ge-

wöhnlichen Stärkelleister um seine Plakate auf Pappe zu befestigen. Da dieser Kleister aber nach kurzer Zeit zu verderben pflegte, kam er auf die Idee, die Stärke vorher zu rösten. Die gerösteten Stücke zerrieb er zu Pulver und machte sich daraus seinen Kleister, der gut klebte und nicht verdarb. Mit einem Wort, er hatte ohne die geringsten chemischen Kenntnisse das Kóstgummi oder Dextrin erfunden. Mit seinem Rezept, wie er es nannte, wendete er sich nun in vorsichtiger Weise an die Regierung. Zuerst fragte er an, ob der ausgelegte Preis von 2000 Pfund für ein Klebmittel wohl schon an einen Erfinder ausgezahlt worden sei. Er erhielt die Antwort, der Preis sei noch nicht reklamiert. Darauf teilte er der Regierung mit, er habe ein ebenso

gutes wie billiges Klebmittel entdeckt, er beanspruche dafür aber außer dem Preise von 2000 Pf. auch noch den Ankaufspreis von 3000 Pfund, zusammen 5000 Pfund, sonst behalte er sein Rezept für sich. Da die Postverwaltung sich tatsächlich in einer Zwangslage befand, so trat sie mit Morris in Unterhandlungen ein und er erhielt, nachdem seine Erfindung geprüft und für gut brauchbar befunden worden war, 4000 Pfund Sterling für seine Idee ausgezahlt.

Für die einfache Idee einer Verbesserung am Sicherheitsventil der Lokomotiven bezahlte eine große englische Maschinenfabrik dem Erfinder Ruthin bare 3000 Pfund und für die Idee einer Fleischhahmaschine bekam er 1000 Pfund. Der Erfinder Stephens erhielt für die Idee einer Buttermaschine 2000 Pfund

und einen Gehalt von 10 Pfund pro Woche für die Aufsicht über die Herstellung der von ihm erfundenen Maschine.

Bergerbild.



Wo ist der Zwerg?

Wanderlust.

Wohin ich schaue, ein Blütenhain,
 Ein stutendes Silberband;
 Und sangesfröhliche Vögelein,
 Und bunte Auen im Sonnenschein,
 Und malziges Hüggelland.
 Und wandern muß ich von Ort zu Ort,
 Durch Blumen- und Blätterzelt;
 Bald rast' ich hier, bald raste ich dort,
 Und ziellos treibt es mich fort und fort,
 Hin aus in die schöne Welt.
 Am Raine duftet der Thymian,
 Er duftet so süß, so mild!
 Und alles blüdet mich freundlich an,
 Als wäre der Himmel aufgetan,
 Und zeigte ein liebes Bild.
 Mich treibt es in weite Ferne heut',
 Vorbei an Bergen und See.
 Denn Träume und Lieber der Jugendzeit
 Hat mir der Fenz in die Brust gestreut,
 Wie Freude und süßes Weh.
 Drum fort aus düster Zimmergrust,
 So ziehe ich fort mit Wolken und Wind,
 In sonnigen Tag hinaus,
 Und wo ich gar liebe Menschen find',
 Ich dürste nach kühler Waldesluft,
 Dort kühl' ich wieder als selig Kind,
 Nach heiterem Frühlingstag,
 Und ruhe vom Wandern aus.

Dort soll gesungen, geplaudert sein,
 Dort sey' ich heute mich fest,
 Und bau' in gleißende Pracht hinein,
 Gleich einem jungen Waldvögelein,
 Ein schlichtes, trauliches Nest.

Anton vom Hoher.

Unsere Bilder

Das wiedererwachende San Franzisko. Troßdem der vulkanische Boden, auf dem San Franzisko ruht, binnen wenigen Stunden Milliarden in Schutt und Asche sinken ließ, troßdem das gleiche Schicksal einem neuen San Franzisko drohen kann, ist doch die Stadt als Urbild gewaltigen, unbeugamen amerikanischen Unternehmungsgeistes wieder in alter Schönheit und Größe emporgewachsen, und neues Leben blüht aus den Ruinen. Die Aufnahme gibt einen Überblick über das Handelsviertel der unverwüstlichen Stadt.

Die „Himmelsteiter“ in Hamburg. Die altbekannte Hamburger Künstlerkneipe mit dem poetischen Namen „Himmelsteiter“ wird demnächst niedergeworfen. Ihre Blütezeit liegt im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts, als die Hamburger Künstler, Schriftsteller und Schauspieler dort einen fröhlichen Stammtisch gegründet hatten. Die Wände der alten Kneipe tragen noch heute zahlreiche Erinnerungen an jene entschwundenen Zeiten. In den letzten Jahren besuchten die Kneipe, nachdem der Stammtisch sich aufgelöst hatte, meist nur Fremde und Durchreisende als eine Kuriosität der Hansestadt.

Professor Richard von Kaufmann †. Der in den weitesten Kreisen bekannte und hochgeschätzte Volkswirt Professor Dr. jur. et phil. Richard von Kaufmann, Lehrer an der Königlichen Technischen Hochschule in Ber-

gehöre, daß . . . u. s. w. Aber es wird niemals besser. Wir sind, scheint es, in ein so kompliziertes System der Ordnung eingeschachtelt, daß darüber die Unordnung wuchernd gedeihen kann. Entschieden werden wir es aber in Bola nicht so weit bringen, dem primitiven Gehirn des Sicherheitswachmannes beizubringen, daß in sein „Resort“ nicht nur Dieb, Mord u. s. w. gehören, sondern auch die Verhinderung der Tierquälerei, die hier so ziemlich den Tiefpunkt menschlicher Brutalität erreicht.

Büchertisch.

„Nord und Süd“, Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Berlin W 35. — Das Maiheft enthält folgende Beiträge: Detlev v. Siliencron: „Die Rangau und die Bogwisch“ (Drama). Das Bild des Dichters, nach einer vorzüglichen Radierung von John Philipp, schmückt das gleiche „Nord- und Süd“-Heft. — Professor Ludwig Stein: „Die neuromantische Bewegung unserer Tage“. Felix Hollaender: „Die reinen Herzens sind“ (Roman, Fortsetzung). — Ferner führt „Nord und Süd“ die Umfrage der kulturellen Werte des Theaters in der Rainummer weiter, und zwar äußert sich Julius Bab, der junge Dramatiker und Dramaturg, zu dieser Frage in einem längeren feingetönten Artikel. Frig Engel, Professor Th. Achelis, Max Nordau, Eugen Ailian schreiben zum selben Thema ausführlich und interessant. Ricarda Huch: „Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento“. Georg Hirschfeld: „Auf der Schaukel“. Josef August Zug schließt seinen allgemein interessierenden Aufsatz über die „Moderne Architektur in Deutschland“, und vier photographische Reproduktionen veranschaulichen diese Arbeit. Otto Helmut Hopfen: „Die Base des Bergessens“ (Schluß). Karoline von Humboldt, eine eigenartige Frau aus der klassischen Epoche unserer Literatur, hat interessante Briefe an verschiedene Autoritäten geschrieben, von denen „Nord und Süd“ vorläufig im Maiheft die Briefe an Punsen veröffentlicht. Robert Bauer spricht über neue Wechselbeziehungen zwischen Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft. Zu einem Corinth-Bilde, das Peter Hille darstellt, schreibt Julius Hart, der langjährige Freund des Dichters, einen liebevollen und kunstvollendeten Essay, und zu einer glänzend ausgeführten Reproduktion von Flameng: „Fischerboot vom Dieppe“ gibt Gustav Falke eine Impression. Ferner Russeilbeilagen von Max Schillings, Faksimile einer unveröffentlichten Komposition von Johann Nepomuk Hummel, Text von Professor Dr. Wilhelm Altmann, Dramatischer Monatsbericht und literarische Berichte von Prof. Rich. M. Meyer, Ludw. Geiger, Joh. Schlaf zc. Angehts dieser Inhaltsübersicht gelangt man immer mehr zu der Ueberzeugung, daß „Nord und Süd“ immer höher in seiner Bollendung steigt und eine der vorzüglichsten und leistungsfähigsten Monatschriften Deutschlands ist.

„Das Forum“, Wien I., Franz Josephs-Platz 43, Herausgeber Dr. Gustav Morgenstern. Nr. 5 des 2. Jahrganges dieser Zeitschrift enthält u. a.: Dr. Viktor Krakauer: Wasserstraßen-Panama. — Max Goldscheider: Das polnische Problem. — Von einem Offizier: Die Offiziersgagenerhöhung. — Dr. Alexander Horovitz: Börsensancen und Handelsrecht. — Dr. Max Neuda: Unrecht im Strafrecht. — Alfred Pappenheim: Dämon für die kommende Generation. — Dr. Porphyre Dobrowolski: Ein Nordprozeß aus Ostgalizien. — Richard Kraith: Die „militärischen“ Knabenhorte. — Dr. Josef v. Höger: Max und Egon. — Dr. Kohn-Sereth: Gerichtshof oder Einzelgericht? — Notizen. — Feuilleton: Gustav Morgenstern: Der Tod des starken Richters. — Abonnementspreis ganzjährig K 6.—, halbjährig K 3.—, Einzelnummer K —.60.

„Eidels kleines Armeeschema“. Die neueste Ausgabe des weitverbreiteten Werkes, welches periodisch im Mai und November nach dem Besörderungstermine erscheint, bringt eine ebenso wesentliche als interessante Bereicherung der Fülle seiner Daten. Die Reorganisation der Feld- und Gebirgsartillerie erscheint bereits berücksichtigt. Den Stabsstationen der Truppenkörper wurden auch die vorangegangene Station sowie das Jahr des letzten Garnisonswechsels, den alphabetisch geordneten größeren Standorten der Truppen und Abteilungen aber deren Zinsklassen sowie, dem mehrfachen gekürzten Wünsche entsprechend, auch die Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache beigelegt. Das sehr gesuchte, mit Genauigkeit zusammengestellte Büchlein kann bestens empfohlen werden.

Letzte Neuigkeiten.

K. u. k. Yachtgeschwader.

Die Regatten des k. u. k. Yachtgeschwaders haben sich an den beiden ersten Tagen, teilweise wenigstens, keines guten Wetters erfreut. Samstag war die Brise sehr flau und variabel. Ungeachtet dieses Umstandes fanden sich zahlreiche Gäste ein, die den Wettfahrten mit vielem Interesse

beizwohnten. Die Regatta verlief folgendermaßen: Vormittags um 9 Uhr starteten in Oesterreich-Ungarn gebaute Kreuzeryachten eines anerkannten Yachtclubs vom Rennwerte über 10—15 Meter. Den ersten Preis (den Kommodorepreis) errang die Yacht „Djenan“, des L.-Sch.-L. Prinz Liechtenstein, geführt vom Eigner, den zweiten „Drache“ des Grafen Edgar Popos, geführt von L.-Sch.-L. E. Graf Thun Hohenstein I. — Nachmittags: Yachten eines anerkannten Yachtclubs von über 7—9 Meter. 1. Preis (gegeben vom Grafen Duquoy, Koffaservice aus Silber), „Starlight“ des L.-Sch.-L. E. Heyßler, geführt vom Eigner. 2. Preis „Minehaha“ des Herrn Paul Ritter von Schoeller, geführt von L.-Sch.-L. Adolf Potocnik. Dann folgte der Start der Einheitsklasse der A-Boote. 1. Preis (gegeben von Fürstin Hohenberg, silbermontiertes Kristall-Viquerservice) „Aram“ des L.-Sch.-L. von Porthy, geführt vom Eigner; 2. Preis „Amourette“ des L.-Sch.-L. v. Wimmer, geführt vom Eigner; 3. Preis „Ajaz“ der k. u. k. Kriegsmarine, geführt vom L.-Sch.-L. Otto Rastner. Sämtliche nicht besonders erwähnte 2. und 3. Preise wurden vom k. u. k. Yachtgeschwader gegeben.

Zweiter Regattatag am Sonntag den 17. Mai. Trotz der heftigen böigen Vora, welche morgens herrschte, hatte die angesagte Wettfahrt um den vom Kaiser und König gespendeten Ehrenpreis eine mächtige, kunstvoll gearbeitete Bowle aus massivem Silber, ein prächtiges Brunkstück, eine verhältnismäßig große Anzahl von Sportfreunden und Sportfreundinnen auf den Yachtgrund gelockt, um das spannende Schauspiel des Wettkampfes zu beobachten.

Wiewohl der Wind für die kleinen Boote der B-Klasse zu stark schien, hatten von den 7 bestehenden doch zwei, u. zw. der „Babus“ des Altgrafen Salm und die „Beata“ des Freiherrn von Schönberger das Wagnis unternommen, den Start zu versuchen. Letztere war bei diesem Versuche nicht vom Glücke begünstigt. Beim Auslaufen zum Starte in beengtem Fahrwasser wurde sie durch eine starke Voraboe derart zur Seite geneigt, daß sie sich mit Wasser füllte und binnen wenigen Sekunden angehts der Zuschauer sank. Die drei Insassen, selbstredend alle des Schwimmens kundig, vermochten sich, wiewohl angeleibt, so lange schwimmend ober Wasser zu halten, bis der nahe Lender der k. u. k. Kriegsmarine sie barg. Obwohl dieser Unfall anscheinend für die Beteiligten mit keiner Lebensgefahr verbunden war, machte die Szene dennoch, namentlich auf die zarter belaiteten Damen, einen peinlichen Eindruck.

Der „Babus“ des Altgrafen Salm, unter Führung des Linien Schiffsführer v. Petris, hat die vorgeschriebene Bahn bis zum Schlusse durchgefegelt, was wohl als ein Meisterstück der Führungskunst bezeichnet werden kann, und als einziger dieser Yachtklasse, welcher diese Fahrt durchführte, den wohlverdienten I. Klassenpreis errungen.

Der kaiserliche Ehrenpreis wurde von allen anwesenden Yachten vom Rennwerte unter 15 m in einem Handicap bei Vorgabe der Zeitvergütungen der einzelnen Yachtklassen untereinander und unter Berücksichtigung derselben am Start ausgefegelt.

Für die Gewinner innerhalb der einzelnen Klassen waren vom k. u. k. Yachtgeschwader Kunstgegenstände als Preise gestiftet.

Der glückliche Gewinner des Kaiserpreises war der „Drache“ des Grafen Popos unter Führung des Linien Schiffsteutnant Grafen Thun-Hohenstein I.

In derselben Klasse (Yachten vom Rennwerte über 10 bis 15 m) erhielt den II. Preis (Klassenpreis) „Medolino“ des Herrn Leopold Rupelwieser, geführt vom Eigner. Als dritte passierte die „Tramuntana“ des Grafen Duquoy die Startlinie. Diese wurde jedoch über Protest der „Medolino“ wegen Nichtraumgebens beim Runden der Markten disqualifiziert, und es erhielt der Viertangekommene dieser Klasse, der „Liebling“ des Herrn Dreher jun. unter eigener Führung den III. Klassenpreis.

Von den Yachten vom Rennwerte über 7 bis 9 m erhielt den I. Preis „Starlight“ des Linien Schiffsteutnant Heyßler, geführt vom Eigner und den II. Preis „Minehaha“

des Herrn Ritter v. Schoeller, geführt vom Linienchiffsleutnant Potocnik.

Von den A-Booten gewann den I. Preis „Ajaz 2“ der k. u. k. Kriegsmarine, geführt vom Linienchiffsleutnant v. Polhar, den II. Preis „Aram“ des Linienchiffsleutnant v. Gorthy unter eigener Führung und den III. Preis „Ajaz“ der k. u. k. Kriegsmarine, geführt vom Linienchiffsführer Kastrner.

Von den B-Booten gewann, wie schon früher erwähnt, „Babus“ des Altgrafen Salm den I. Klassenpreis.

Nachmittags fand, ausgezeichnet durch die Anwesenheit der Erzherzogin Maria Josefa und ihres Sohnes Erzherzog Karl Franz Josef sowie in Gegenwart eines zahlreichen distinguierten, den Zivil- und Militärkreisen angehörigen Publikums, die Ruderregatta der Boote der k. u. k. Eskader um den vom k. u. k. Nachtgeschwader im Vorjahre gestifteten Wanderpreis und die Segelregatta der Kriegsboote aller im Hafen anwesenden k. u. k. Kriegsschiffe statt.

Den Wanderpreis gewann ein Boot S. M. Schiffes „Erzherzog Karl“, welches die Strecke von 24 Seemeilen in 18 Min. 40 Sek. durchruderte, also wohl um 29 Sek. länger brauchte, als der vorjährige Gewinner des Wanderpreises, was aber trotzdem als eine noch bessere Leistung angesehen werden kann, da die vorjährige Regatta bei leichter Brise und ruhiger See, die diesjährige hingegen bei frischer Brise und bewegter See durchgeführt wurde.

Um nur 2 Sek. später passierte das Boot S. M. Schiffes „Erzherzog Friedrich“ das Ziel und errang so den II. Preis.

Bei den Segelregatten der Barkassen erhielt den I. Preis S. M. Schiff „Wien“, den II. S. M. Schiff „Sankt Georg“ und den III. S. M. Schiff „Erzherzog Friedrich“.

Von den Rettungskuttern erhielt den I. Preis S. M. Schiff „Tegetthoff“, den II. S. M. Schiff „Monarch“ und den III. S. M. Schiff „Erzherzog Friedrich“.

Von den Kuttern erhielt den I. Preis S. M. Schiff „Kaiser Karl VI.“, den II. S. M. Schiff „Custozza“ und den III. S. M. Schiff „Budapest“.

Die Preisverteilung nahm Erzherzogin Maria Josefa vor.

Dritter Regattatag, Montag den 18. Mai:

Vormittags: Start der Einheitschiffe der A-Boote.

1. Preis: Prachtvolle Kaiserstatue auf Postament, gegeben von Frau Baronin Reinekt. 2. und 3. Preis: Kunstgegenstände, gegeben vom Nachtgeschwader. Nachmittags: Start der Kreuzerpachten eines anerkannten Yachtclubs. 1. Preis gegeben von Frau Baronin Emma Luttoroth; 2. und 3. Preis Kunstgegenstände, gegeben vom Nachtgeschwader. — Start der Einheitsklasse der B-Boote. 1. Preis gegeben von Erzherzogin Maria Josepha, prachtvolles Champagner-service. 2. und 3. Preis Kunstgegenstände, gegeben vom Nachtgeschwader.

Personales. Kriegshafenkommandant Vizeadmiral Julius v. Ripper hat sich gestern nach Dalmatien begeben, um Inspizierungen vorzunehmen.

Kaiserjubiläumfest. Das gestern auf der Wiese ex Werker veranstaltete Kaiserjubiläumfest der Societa polesa austria verlief bei schönstem Wetter auf das Befriedigendste. Da für heute der Raum nicht in dem nötigen Ausmaße zur Verfügung steht, folgt der ausführliche Bericht morgen.

Theater. Die gestrige Vorstellung war zahlreicher als sonst besucht. Das Publikum spendete den Darstellern lebhaften Beifall. Heute letzte Vorstellung, mit der die Sommerfaison des Politeama Ciscutti abschließt. Gegeben wird die Operette „Messalina“.

Rom Veteranenverein „Kronprinz Rudolf“. Der Veteranenverein „Kronprinz Rudolf“ haust vom nächsten Sonntag angefangen im neuen Vereinsheim, Via Siffano 24. Das Haus wurde, nachdem es von Herrn Erner käuflich erworben worden, entsprechend adaptiert. Dies als Voranzeige.

Ausflug. Heute unternehmen die Schülerinnen der 8. und 9. Klasse der Marinebürgerschule für Mädchen einen Ausflug an Bord S. M. S. „Salamander“. Die Fahrt geht

in der Richtung gegen Triest. Einzelne Hafenstädte, darunter Rovigno, sollen angelaufen werden. Die Rückkunft erfolgt abends.

Die misteriose Leiter. Heute um 1 Uhr morg ns wurde von einem Passanten eine am Geländer des Marinekasinogartens angelehnte Leiter, in der Via Barbacani aufgefunden. Es handelt sich vermutlich um einen geplanten Einbruchsdiebstahl, der im letzten Augenblicke durch das Dazwischenkommen „Unberufener“ gestört wurde.

Häuslicher Skandal. Sonntag nachmittags veranstaltete der Gemeindevorsteher N., in der Via Ercole 12 wohnhaft, in seiner Wohnung einen derartigen Skandal, daß zwei Wachleute herbeigeholt werden mußten, um den Erzedenten zur Ruhe zu bringen und seine Angehörigen — Frauen — zu schützen. N. wurde in die Kanzlei der Gemeindepolizei geführt, wo ein Protokoll über den Tatbestand aufgenommen wurde. Der häusliche Zwist soll wegen finanziellen Kalamitäten entstanden sein.

Ein k. u. k. Linienchiffsleutnant als Buchdrucker. Herr Leutner, k. u. k. Linienchiffsleutnant i. R., der die k. k. graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien absolviert hat, ist in die Buchdruckerei seines Schwiegervaters, Herrn Friedrich Jasper in Wien, als Prokurist eingetreten.

Drahtnachrichten.

Konferenzen in Wien.

Wien, 17. Mai. (R.-B.) Vormittags fand hier unter dem Vorsitze des Ministers Aehrenthal eine gemeinsame Ministerkonferenz, behufs Festsetzung des gemeinsamen Budgets statt. An der Konferenz nahmen außer den gemeinsamen Ministern und dem Marinekommandanten noch beide Ministerpräsidenten, Minister Koritowski, Staatssekretär Popovic, statt. Die Konferenz hat die Beratungen noch nicht abgeschlossen und wird sie bis zum 21. d. fortsetzen.

Der Kaiser.

Wien, 16. Mai. (R.-B.) Der Kaiser empfing heute in Schönbrunn den Ministerpräsidenten Dr. Welserle.

Die Studentenanruhen in Graz.

Graz, 16. Mai. (R.-B.) Die Vertreter der deutschfreihheitlichen Studenten der Universität hielten heute eine Versammlung ab, in der beschlossen wurde, Samstag eine allgemeine Protestversammlung gegen die samstägigen Vorgänge einzuberufen. Morgen wird sich eine Abordnung deutschfreihheitlicher Studentenschaft zum Rektor begeben, um wegen der Vorkommnisse vom Samstag Vorstellungen zu erheben.

Protest der Pforte.

Konstantinopel, 16. Mai. Die Pforte richtete an die Mächte einen Protest gegen deren Beschluß, betreffend die Zurückziehung der internationalen Truppen von Kreta.

Die Kämpfe in Indien.

Simla, 16. Mai. (R.-B.) In 250 Kämpfen zwischen britischen Vorpostenabteilungen und Mohmands verloren die Engländer neun eingeborene Soldaten an Toten und 24 Mann an Verwundeten. Der Feind hatte zahlreiche Tote. —

Rindsmädchen, ordentlich, verlässlich, zu zwei Kindern gesucht. Adresse in der Administration. 2688

Visit-, Verlobungs- und Trauungskarten

in feinsten Ausführung liefert schnell und billig

Buchdruckerei Josef Krmpotic, Pola.

Piazza Carli 1 und Via Cenide 2.